

Georg Bossong

SPRACHE UND IDENTITÄT IN DER HISPANISCHEN WELT

[(104) Wolfgang W. Moelleken & Peter J. Weber (eds.), *Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik* (Plurilingua XIX, Festschrift für Peter Nelde und die Brüsseler „Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit“). Bonn: Dümmler 1997, 65 – 80]

Identität - ein oft gebrauchtes, ein Modewort, ein Schlagwort, das aus dem abstrahierenden Latein der Scholastiker seinen Weg in die Sprache des Zolls und der Personenverwaltung und von dort in den allgemeinen politischen Diskurs der Gegenwart gefunden hat. Nun sagt der Missbrauch eines Begriffes als Schlagwort noch nicht notwendigerweise etwas gegen den Begriff selbst; er ist ja auch Symptom dafür, dass er Wichtiges enthält, zentrale Fragestellungen auf den Punkt und somit in aller Munde bringt und daher eben auch anfällig wird für Vereinfachungen und Entstellungen aller Art.

Mit sich selbst identisch ist jeder zunächst als Individuum. Um diesen Kern herum legen sich, konzentrischen Kreisen gleich, die Identitäten, die dem Einzelnen in den verschiedenen Phasen seiner Sozialisation zuwachsen oder die er sich wählt. Identität ist einerseits individuell, andererseits als Gruppenzugehörigkeit bestimmt. Die einmalige Biographie jedes Einzelnen fügt sich in Beziehungsräume von mehr oder minder grosser Reichweite ein. Diese Räume haben mit Austausch, Information, Mitteilung zu tun; es geht um Kommunikation, und so ist es evident, dass das primäre Kommunikationsmedium, die Sprache, der spezifischen Sprachform in der Herausbildung von Identität einen zentralen Rang bekleidet.

Kommunikation ist Preisgabe, Offenlegung des Ich dem Anderen gegenüber. Man kann sich verkleiden, kann in neue soziale Rolle schlüpfen; man kann auch sprachlich Mimikry betreiben, doch ist dies eine Kunst, die nur bei hoher Virtuosität erfolgreich ist. Es bleibt, im Letzten, die unaufhebbare Verwurzelung des Menschen in seiner eigenen Sprache, der Sprache der primären Sozialisation, der Muttersprache, in deren spezifischen Formen er das Sprechen überhaupt gelernt hat und auf die er daher unwiderruflich geprägt ist - so wie die kleinen Graugänse auf ihre leibliche Mutter oder auf ihren Übevater Konrad Lorenz. Dante¹ hätte diese Sprache *lingua naturalis* oder auch 'Ammen-sprache' genannt. In einer Zeit, in der Ammen nicht mehr üblich sind, können wir von diesem Medium der sprachlichen Urerfahrung einfach als der 'Primär-sprache' reden.

Nun gibt es wohl keine menschliche Gesellschaft, in welcher der einzelne nicht mit sprachlichen Welten über seine eigene Primärsprache hinaus in Berührung käme. Hierbei geht es keineswegs nur um das eigentliche Fremde,

das unverständliche Kauderwelsch des Anderen, des Barbaren im griechischen Sinn; vielmehr verfügen zumindest die Sprachen differenzierter Gesellschaften über eine mehr oder wenige grosse interne Variationsbreite von Registern, die ein Um- und Weiterlernen über den Erwerb der Primärsprache hinaus unerlässlich machen. Allein schon mit der Schriftlichkeit kommt eine neue Seinsweise von Sprache ins Spiel, eine Modalität, die nicht mehr spontan und vorbewusst erworben werden kann, für die vielmehr bewusste Anstrengung und formale Unterweisung unabdingbar sind. Schriftsprache ist, um abermals Dante anzuführen, per definitionem eine *lingua artificialis*, denn das materielle Medium, in dem sie erscheint, ist ein Kunstprodukt, ein kulturelles Artefakt, das sich sekundär dem Sprechen überlagert. Doch geht die Transformation der Sprache durch die Schriftlichkeit über den materiellen Wechsel des Mediums weit hinaus. Sie wird der Zeitlichkeit enthoben und in eine räumlich konkrete, unverrückbare Ordnung gebracht; ihre Regeln werden bewusster Wahrnehmung zugänglich; die Möglichkeiten zur gezielten Einflussnahme auf die Entwicklung der Sprache und auf ihre Verbreitung jenseits der Grenzen der primären Sprechergemeinschaft wachsen damit inkommensurabel an.

Was hat dies alles mit Identität zu tun? Es war soeben von der existentiellen, unaufhebbaren Verwurzelung des Menschen in seiner Primärsprache, in der *lingua naturalis* die Rede; nun muss hinzugefügt werden, dass es darüber hinaus Loyalitäten verschiedenster Art und Abstufung gegenüber weiteren Sprachformen geben kann, die auf 'artifizielle', das heisst auf bewusste, reflektierte Weise erworben werden und die sich konzentrisch um den inneren Kern der Primärsprache legen. Wir können dies leicht in die Begriffe der Identitätsdebatte übersetzen: es gibt jenseits der gleichsam schicksalhaften sprachlichen Primäridentität weitere, sekundäre Identitäten, deren Tragweite und Wirkungsmacht keinesfalls nur deswegen geringer sein muss, weil sie sekundär sind. Im Gegenteil, gerade weil sie nicht als unabwendbar erfahren werden, sondern bewusst gewählt oder auch abgelehnt werden können, wird die Bindung an solche sekundären Identitäten oft als stärker und prägender erfahren als das Verhaftetsein an das Medium der sprachlichen Urerfahrung. Sprachliche Identität kann vielfältig gestaffelt sein, sie muss nicht in der eindimensionalen Prägung durch die Primärsprache verharren. Identität in diesem Sinne kann Partizipation bedeuten, die bewusste Teilhabe an mehr als einer Kommunikationsgemeinschaft, den Aufbau einer pluridimensionalen Kompetenz, welche eine abgestufte Vielfalt von Loyalitäten kennt².

Identität ist ein ambivalenter Begriff: die Identifikation des Einzelnen mit einer Gemeinschaft hat eine positive und eine negative Seite. Affirmation der Identität nach innen bedeutet eben auch Negation der Identität nach aussen, oder kann es zumindest bedeuten. Indem ich mich durch sprachliche Signale als Teilhaber an einer bestimmten Kommunikationsgemeinschaft zu erkennen gebe, grenze ich mich zugleich (bewusst oder unbewusst) gegenüber anderen Kommunikationsgemeinschaften ab. Wir und nicht sie: die Sprengkraft, die

diesem negativen Aspekt des Identitätsbegriffes innewohnt, ist kaum hoch genug einzuschätzen. Die Abgrenzungsfunktion folgt notwendig aus der internen Logik des Identitätsbegriffes; doch darf darüber nicht vergessen werden, dass sie erhebliches Zerstörungspotential in sich birgt und daher im Zaum gehalten werden muss. Identitätsbildung nicht als abgestufter, vielfältiger Prozess, sondern als eindimensionale Fixierung, als im wörtlichen Sinne monomanisches Festhalten an der einmal erfolgten Prägung ist eine bedrängende Gefahr. Der französische Philosoph Bernard-Henri Lévi hat diese Gefahr vor kurzem auf den Begriff gebracht; er spricht von der *pureté dangereuse*, einer Reinheitsideologie, deren schreckliche Konsequenz die ethnische Säuberung ist.

Es muss mit diesen kurzen Andeutungen der Umriss einer Theorie der sprachlichen Identität sein Bewenden haben, und wir kommen zum zweiten Teil des Titels: die hispanische Welt.

Die hispanische Welt ist ein Kosmos von riesenhaften Ausmassen. Vor der Sprecherzahl her steht das Spanische an dritter Stelle der Weltsprachen; rechnet man noch die Schwestersprache Portugiesische zur hispanischen Welt im weiteren Sinne hinzu, dann übertreffen diese beiden so eng verwandten iberoromanischen Sprachen auch das Englische und rangieren mit nahezu einer halben Milliarde Sprecher an zweiter Stelle hinter dem Chinesischen; sie erstrecken sich jedoch, im Unterschied zum Chinesischen, über mehrere Kontinente und eine grosse Vielzahl unterschiedlicher Nationen und Kulturen. Die beiden iberoromanischen Idiome sind wirkliche Weltsprachen, in einem so umfassenden Sinne wie nur wenige andere neben ihnen.

In diesem ausgedehnten Kosmos prallen die unterschiedlichsten sprachlichen Welten aufeinander. Unter dem gemeinsamen Dach des Spanischen und Portugiesischen finden sich Kontakt- und Konfliktsituationen in grosser Zahl und vielfältiger Art. Immer geht es dabei auch um Identität, um Identitätsstaffelungen und Identitätskonflikte, die in Sprachkonflikten wurzeln und sie manchmal auch politisch instrumentalisieren. Dies beginnt in Spanien selbst, einem Land, das sich bereits sehr früh und sehr entschieden als neuzeitlicher Nationalstaat konstituiert hat und das doch die zentrifugalen Kräfte eines übermächtigen Regionalismus nie dauerhaft hat niederhalten können, einem Land aber auch, das in der internen sprachlichen Diversifizierung heute neue, global richtungweisende Wege beschreitet. Es setzt sich fort in den ehemaligen überseeischen Kolonien des Reiches, in dem die Sonne nicht unterging, jenen Staaten Zentral- und Südamerikas, wo die autochthonen Völker der Neuen Welt in ganz anderer Weise präsent sind und Gewicht haben als in den hochindustrialisierten Ländern des Nordens. Dass das Spanische darüber hinaus schliesslich auch in Afrika und auf den Philippinen sowie, in Form des Judenspanischen, auf dem Balkan, in der Türkei und in Israel präsent ist, sei hier nur kurz erwähnt. Überall in den genannten Gebieten steht das Spanische in Kontakt mit anderen, oft grundverschiedenen Sprachen; es tritt hierbei meist als dominierende Sprache auf, nur in einigen wenigen Fällen auch als dominiertes Minder-

heitenidiom, so das Judenspanische in Griechenland, der Türkei und Israel und natürlich vor allem das vom Englischen dominierte Spanisch in den Vereinigten Staaten.

Die Fülle dieser Kontakt- und Konfliktsituationen ist für die Sprachwissenschaft ein Arbeitsfeld von unerschöpflicher Vielseitigkeit. Doch ist das Interesse an dieser Problematik nicht nur ein akademisches. Das genaue Verständnis der hier beobachtbaren Bruchlinien und Verwerfungen ist von paradigmatischer Bedeutung für die Entwicklung von Strategien, welche Sprachen- und Nationalitätenkonflikte weltweit entschärfen helfen und so vielleicht zur Zähmung der Furien und Dämonen des Nationalismus beitragen könnten.

Sprachliche Identitätsbildung unter den Bedingungen der heutigen, wissenschaftlich-technisch geprägten Weltzivilisation steht im Zeichen eines fundamentalen Widerspruchs: auf der einen Seite beherrschen immer weniger, immer stärker expandierende Sprachen das weltweite Kommunikationsgeschehen, wachsen im Zeichen zunehmender Vereinheitlichung immer grössere Sprachräume zusammen, kommen immer mehr kleine Sprachgemeinschaften unter die Räder des scheinbar unaufhaltsamen Vordringens der grossen Nationalsprachen; auf der anderen Seite formieren sich die Widerstände immer kleinräumigerer Partikularismen, brechen alte, längst vergessen geglaubte Identitätskonflikte mit nie gekannter Gewaltsamkeit wieder auf, wird die Verringerung der kommunikativen Reichweite von Regionalsprachen bewusst in Kauf genommen im Namen einer als höchstes Gut erachteten Bewahrung der eigenen Identität.

Die katalanische soziolinguistische Forschung und glottopolitische Praxis der Gegenwart hat diesen Grundkonflikt auf den Punkt gebracht; sie hat den Begriff der 'sprachlichen Normalisierung' geprägt³, als wissenschaftliches Arbeitsinstrument und zugleich als politisches Aktionsprogramm. 'Normal' wird als Gegenbegriff zu 'pathologisch' gesetzt. Normal ist eine Situation immer dann (und nur dann), wenn es dem Einzelnen möglich ist, sein ganzes Leben in seiner eigenen Sprache zu verbringen, wenn er nicht gezwungen ist, sich beim Erwerb weiterer, konzentrisch um die Primärerfahrung wachsender sozialer Identitäten einen Bruch zu vollziehen, indem er sich auf ein neues Sprachsystem einzulassen hat. Normal ist eine Sprachsituation also dann, wenn man alles in einer, in der eigenen Sprache leben und gestalten kann; alles, das heisst: sowohl den Liebesbrief als auch die Steuererklärung, das Märchen, das man seinen Kindern erzählt, und die Verteidigungsrede vor Gericht, ebenso das Frühstücksgespräch wie die Frühstückszeitung. Pathologisch ist eine Situation gemäss dieser Auffassung immer dann, wenn sie dem Einzelnen einen Bruch in der persönlichen sprachlichen Identitätsbildung zumutet oder auferlegt, wenn er für bestimmte Bereiche seiner Existenz auf ein fremdes Sprachsystem übergehen muss, nicht nur um des sozialen Aufstiegs, sondern um des elementaren Überlebens willen. Der Angehörige einer nicht anerkannten sprachlichen Minderheit ist ein Fremder im eigenen Haus; er muss einen Gegensatz zwischen

den Bestandteilen seiner sprachlichen Identität in Kauf nehmen, sich anpassen und so seine eigene Biographie partiell verleugnen. Normalisierung im Sinne der katalanischen Soziolinguisten bedeutet das Programm einer Emanzipation, derzufolge diese Verleugnung, diese Zumutung abgeschafft wird im Namen einer Identitätsbildung ohne Brüche und ohne inneren Widerspruch.

Was bei einem so verstandenen Normalisierungsprogramm in Kauf genommen wird, das ist die Einschränkung der kommunikativen Reichweite. Dies gilt sowohl sprachintern als auch sprachextern. Eine 'kleine' Sprache verfügt nicht über die Ausbauregister und das Schrifttum auf allen Gebieten menschlichen Wissens, wie sie bei einer 'grossen', einer Nationalsprache oder einer internationalen Verkehrssprache gegeben sind; und sie funktioniert nur im geographisch wie demographisch eng umgrenzten Rahmen der eigenen Sprachgemeinschaft. Der hieraus erwachsende Konflikt ist fundamental. Was hat den Vorrang: die ursprüngliche, gleichsam naturhaft gewachsene Loyalität gegenüber der 'eigenen' Sprache, gegenüber der in der primären Sozialisation etablierten Identität, mit all ihrer Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit, aber auch mit all ihrer Borniertheit und Provinzialität? oder die neu erworbene Loyalität gegenüber einer Sprache, die einem zwar als das 'Fremde', das imperial Aufgezwungene entgegentritt, die einem aber zugleich auch eine Welt erschliesst, die Teilhabe an dem kommunikativen Kosmos einer grossen literarischen, kulturellen und wissenschaftlichen Tradition, einer Sprache, die uneingeschränkten Zugang zur modernen Weltzivilisation eröffnet und in der man Hunderte von Millionen Menschen direkt erreichen kann? Dieser Konflikt ist unausweichlich; er beherrscht die sprachliche Weltsituation der Gegenwart, aus der die hier betrachteten Sprachkonflikte in der hispanischen Welt nur ein Ausschnitt sind. Es ist ein persönlicher Konflikt für sehr viele, wohl die Mehrheit der heute auf der Erde lebenden Menschen, nämlich für all diejenigen, deren Primärsprache nicht das Englische, Spanische, Chinesische oder eine der wenigen anderen Weltsprachen ist.

Der Begriff und das Programm der sprachlichen Normalisierung (*normalització lingüística*) ist in Katalonien entwickelt und auch schon in grossem Umfang praktisch umgesetzt worden. Er hat von hier auf die anderen Regionen Spaniens, in denen Minoritätensprachen verbreitet sind, ausgestrahlt und lässt sich auch auf die zahlreichen und höchst unterschiedlichen Konfliktsituationen in der hispanischen Welt ausserhalb Europas anwenden⁴. Im folgenden sollen anhand weniger ausgewählter Beispiele einige wichtige Typen solcher sprachlichen Identitätskonflikte kurz charakterisiert werden: Katalonien und das Baskenland in Spanien; Peru, Paraguay und der Südwesten der USA in Amerika; und zum Abschluss eine knappe Globalcharakteristik der insgesamt doch recht anders strukturierten Sprachkonflikte und -kontakte in der portugiesischsprachigen Welt.

Beginnen wir mit dem uns am nächsten liegenden Katalonien⁵. Das Katalanische ist eine Schwestersprache des Kastilischen. Es hat sich aus demselben Vulgär-

latein entwickelt, und es ist im Norden des Sprachgebiets durch eine Reihe von Übergangsideomen, das heisst durch ungebündelt verlaufende Isoglossen, von der Nachbarsprache getrennt, oder anders gesehen, mit ihr verbunden. Die beiden Sprachen sind zwar nicht ohne weiteres wechselseitig verständlich, doch ist der Gegensatz zwischen ihnen nicht unüberbrückbar. Es fällt einem Sprecher des Kastilischen relativ leicht, Katalanisch zu verstehen, und auch, sich einigermaßen verständlich zu machen; es wirklich gut zu sprechen, ist natürlich eine ganz andere Aufgabe, die von der Nähe der Sprachsysteme vielleicht eher behindert als gefördert wird. An der Identität des Katalanischen als eigenständiger Sprache in lautlicher, morphosyntaktischer und lexikalischer Hinsicht kann jedenfalls kein Zweifel bestehen; ein solcher Zweifel ist auch nie geäußert worden, selbst nicht in den Tagen der schlimmsten Sprachrepression. Das Katalanische hatte daher stets einen höheren Status als etwa das Aragonese oder das Asturische, sprachwissenschaftlich ebenfalls Schwestersprachen des Kastilischen, die im Bewusstsein der meisten ihrer Sprecher jedoch als blosse Dialekte des Kastilischen galten und gelten. Das Katalanische wird, ausser in Katalonien, auch in den spanischen autonomen Regionen Valencia und Balearen, in Andorra, im französischen Roussillon und in der kleinen Stadt Alghero im Nordwesten Sardinien gesprochen. In den genannten Regionen Spaniens ist es heute, mit geringfügig unterschiedlichem Rechtsstatus im einzelnen, kooffizielle Sprache neben dem Kastilischen. Es hat somit den Rang zumindest einer Zweitsprache für etwa 10,74 Millionen Spanier. Die Zahl der Primärsprecher beträgt über 7 Millionen; damit liegt das Katalanische, wenn wir es mit den offiziellen Amtssprachen der Europäischen Gemeinschaft vergleichen, zwar deutlich hinter dem Griechischen und Portugiesischen, aber nahezu gleichauf mit dem Schwedischen und weit vor dem Dänischen und Finnischen. Das Katalanische war stets die Primärsprache der grossen Mehrheit der im Lande geborenen Katalanen, auch in den Zeiten der Unterdrückung. Die Sprachsituation war die einer klassischen Diglossie: das Katalanische war mündliche, informelle Umgangssprache, die Sprache der Familie und damit der primären Sozialisation; das Kastilische war demgegenüber die einzige Schriftsprache, das Idiom, das für alle formellen Sprachregister Alleingeltung beanspruchte. Nach der Demokratisierung und Regionalisierung Spaniens hat sich die Lage zumindest juristisch und weitgehend auch in der Alltagsrealität drastisch verändert. Das Katalanische wird derzeit mit erheblichem Aufwand zu einer modernen Universalsprache ausgebaut, mit Hilfe derer alle Bereiche der heutigen Zivilisation abgedeckt werden können. Der schriftliche Gebrauch weitet sich mehr und mehr aus. Seit Beginn des Schuljahres 1994/95 ist der Unterricht in allen Primarschulen Kataloniens obligatorisch auf Katalanisch umgestellt worden. Wie 1992 bei den Olympischen Spielen, der Weltausstellung in Sevilla und der Frankfurter Buchmesse zu beobachten war, fördert die Regionalregierung gezielt ein markantes und selbstbewusstes In-Erscheinung-Treten des Katalanischen im nationalen und internationalen Rahmen. Gewiss ist auch

heute noch die faktische Übermacht der Weltsprache Kastilisch so erdrückend, dass von einer vollen Normalisierung im Sinne der katalanischen Soziolinguisten noch nicht wirklich die Rede sein kann; es ist jedoch unleugbar, dass die gezielte und professionell organisierte Sprachpolitik der Generalitat in den vergangenen fünfzehn Jahren erhebliche Fortschritte in der tatsächlichen Sprachsituation erzielt hat. Als aussenstehende Beobachter sind wir in der seltenen und privilegierten Lage mitverfolgen zu können, wie sich hier mitten in Westeuropa eine eigenständige Nation neu formiert.

Entscheidend bei diesem Vorgang ist indessen noch ein weiterer, bisher nicht genannter Punkt: bei der überwältigenden Mehrheit der Katalanen besteht Konsens darüber, dass die Identifizierung mit dieser sich formierenden, ihrer selbst neu bewusst werdenden Nation die Identifizierung mit Spanien insgesamt nicht ausschliesst. Die Zugehörigkeit zur *patria chica* führt nicht zu einer generellen Ablehnung der *patria grande* (allenfalls ihrer repressiven Aspekte). Das heutige Katalonien führt eindrücklich vor Augen, dass der nicht immer leichte Drahtseilakt der Schaffung eines Gleichgewichts zwischen verschiedenen Loyalitäten keine Utopie zu sein braucht und dass eine Sprachpolitik, die gleichermassen Konsequenz und Augenmass zeigt, gefährliche Konflikte tatsächlich wirksam entschärfen kann⁶. Mit einer solchen Charakterisierung soll nichts idealisiert, reale Schwierigkeiten aller Art nicht geleugnet werden; ich meine aber doch, dass dem sprichwörtlichen katalanischen *seny*, dem Realismus und common sense seiner Führungsschichten, ein Balanceakt zu gelingen scheint, in dem verschiedene Identitäten harmonisch integrierbar werden. Vielleicht bietet diese kleine Region im Herzen Europas wirklich ein Modell zur Lösung des oben angesprochenen Gegensatzes zwischen der Verwurzelung des Menschen in seiner Primärsprache und den vielfältigen Bereicherungen, die er aus der Identifizierung mit einer weltweit verbreiteten Universalsprache ziehen kann: das Gegeneinander kann zum integrativen Nebeneinander und Miteinander werden, wenn die sozialen und politischen Rahmenbedingungen stimmen.

Das Baskische⁷ ist, wie allgemein bekannt, die einzige nicht-indogermanische Sprache Westeuropas. Zwar ist es in seinem Wortschatz seit den Zeiten der römischen Eroberung bis heute mit vielen tausend romanischen Entlehnungen geradezu überschwemmt worden, doch haben sich Basiswortschatz und grammatische Struktur als völlig unbeeinflussbar erwiesen. Infolge der genetischen wie typologischen Distanz des Baskischen von allen es umgebenden Sprachen ist es unmöglich, es nebenher erlernen zu wollen, so wie dies beim Katalanischen oder auch beim Galicischen möglich ist; der Erwerb des Baskischen als Fremdsprache erfordert vielmehr konzentrierte Anstrengung und ein bewusstes Sich-Einlassen auf wirklich fremde grammatische Strukturen. Die staatliche Organisation zur Förderung von Baskischunterricht für Nicht-Muttersprachler (HABE) schätzt den Bedarf für den Erwerb einer mündlichen Basiskompetenz auf 1500 Unterrichtsstunden. Umso erstaunlicher ist es, dass es im Baskenland bereits seit etlichen Jahren geradezu einen Boom bei Sprachlehr-

werken und Sprachkursen aller Niveaus und aller Altersstufen gibt. Wie ist dies zu erklären?

In historischer Perspektive muss gesagt werden, dass sich die Grenze zwischen dem Baskischen und dem Kastilischen seit Jahrhunderten verschoben hat. Zwar hat das Baskische der Indogermanisierung (in Gestalt der Romanisierung) länger und erfolgreicher widerstanden als jede andere alteuropäische Sprache; dennoch ist der zuerst allmähliche, dann beschleunigte Rückgang des baskischsprachigen Gebietes seit Jahrhunderten eine scheinbar unaufhaltsame Tendenz. Ein Resultat dieser Entwicklung ist es, dass vier von fünf städtischen Zentren und Provinzhauptstädten des gesamten baskischsprachigen Gebietes heute im 'deseuskaldunisierten' ('entbaskisierten') Bereich liegen, nämlich Bilbao, Vitoria, Pamplona und Biarritz; einzig San Sebastián ist als letzte Grossstadt noch voll in das zusammenhängende baskophone Territorium der Provinz Guipúzcoa integriert. Dieser Rückzug des Baskischen auf ein immer kleiner werdendes Kerngebiet ist zunächst im 19. Jahrhundert durch die Industrialisierung und die damit verbundene spanien-interne Migrationsbewegung aus dem armen Süden in das Arbeit verheissende Zentrum Bilbao beschleunigt worden. Noch gravierender waren indessen die Konsequenzen des Vernichtungskreuzzugs, den Franco im Bürgerkrieg und in den Jahren danach ganz gezielt gegen das Baskische geführt hat. Die zugrunde liegende Ideologie ist einfach: ein Volk, ein Staat, eine Sprache. Die Präsenz des Baskischen, dieser so andersartigen Sprache und Kultur auf spanischem Boden, war ein ständiges Ärgernis für die franquistischen Reinheitsideale; es wurde daher mit besonderer Brutalität und Verbissenheit unterdrückt. In den schwierigen Jahren der Repression ging eine ganze Generation von Sprechern in der Übermittlung der Sprache weitgehend verloren; das Baskische, noch in den dreissiger Jahren Primärsprache des grössten Teils der Bewohner der Kernzonen, wurde nur noch in stark reduziertem Ausmass an die nachfolgende Generation weitergegeben. Der Sprachunterricht, sofern überhaupt noch vorhanden, wanderte in den Untergrund; es entstand die Bewegung der *ikastolas*, der illegalen Schulen, in denen auf Baskisch unterrichtet wurde, oft unter Gefahren wenn nicht für das Leben, so doch für die bürgerliche Existenz. Erst in den sechziger Jahren begannen sich die Verbote zu lockern; wenige Jahre nach Francos Tod wurde das Baskische im neuen, demokratischen Spanien zur kooffiziellen Sprache in den drei Provinzen des Baskenlandes sowie, in abgestufter Form, auch in Navarra.

Die heutige Lage der Sprache ist in gewissem Sinne paradox; sie ist bei weitem nicht so klar und direkt charakterisierbar wie die des Katalanischen. Ein wesentliches Element ist die Tatsache, dass im eigentlichen Baskenland (Guipúzcoa, Vizcaya, Álava) nur etwa ein Viertel der Bewohner des Baskischen überhaupt mächtig sind, nämlich etwa 550 000 von 2,1 Millionen Einwohnern. Darüber hinaus geben etwa 400 000 Menschen, also knapp 20 Prozent, an, etwas Baskisch zu verstehen, während fast 54 % der Bevölkerung vom Baskischen so gut wie keine Ahnung haben. Dennoch sind Sprachkenntnisse heute erforder-

lich, wenn man in irgendeiner Form im öffentlichen Dienst beschäftigt sein will; die Zweisprachigkeit ist überall auf dem Vormarsch. Die Reaktionen sind zwiespältig. Einerseits wird das Baskische durchaus von vielen als fundamentaler Bestandteil der eigenen nationalen Identität gesehen; andererseits bereitet seine Erlernung für diejenigen, die es nicht als Primärsprache erworben haben, erhebliche Mühe. Was wir heute beobachten, das ist auf der einen Seite das erstaunliche Schauspiel einer Nation, die sich bewusst und aktiv um die überlieferte Sprache nicht der Väter, sondern der Vorväter bemüht, die sie als zentrales Symbol einer eigenständigen Identität am Leben zu erhalten und für die Zukunft überlebensfähig zu machen sucht; und auf der anderen Seite die Reaktionen von manchen, die pragmatisch denken und dem Baskenland, ihrer Heimat, eher den Rücken kehren als sich der in ihren Augen absurden Mühe zu unterziehen, eine nicht-indogermanische Zwergsprache zu erlernen, wo man doch die Weltsprache Spanisch als Muttersprache hat. Es gibt dementsprechend auch zwei Klassen von Baskischsprechern: die *euskaldun zaharrak*, die 'Alt-Baskophonen', für die das Baskische tatsächlich Primärsprache ist; und die *euskaldun berriak*, die 'Neu-Baskophonen', welche die Sprache nach dem Spanischen als Zweitsprache erlernt haben, als Bekenntnis zu einer eigentlich nur noch historischen Identität. Diesen Menschen, den *euskaldun berriak*, denen das Baskische nicht in die Wiege gelegt war, haben es bewusst gewählt und mit einiger persönlicher Anstrengung erlernt, oft mit Verzicht auf Freizeit und mit erheblichem finanziellem Einsatz, etwa in Feierabendkursen und in Ferienlagern. Eine solche bewusste Option kann prägender und verpflichtender sein, und damit in der Konsequenz zuweilen auch unduldsamer, als die naturhaft gewachsene Identifizierung mit der Primärsprache der eigenen Kindheit. Es ist angesichts solcher Brüche und Verwerfungen in der Identitätsbildung nicht verwunderlich, dass der baskische Nationalismus zu Übersteigerungen neigt; ohne auf das Problem der Terrorismus eingehen zu wollen, möchte ich nur daran erinnern, dass der Gründer des in jüngsten Wahlen erfolgreichen *Partido Nacionalista Vasco* (PNV), Sabina Arana Goiri, um die Jahrhundertwende ein Gedankengut verbreitet hat, welches faschistoiden Reinheitsideologien bedenklich nahe stand (er war übrigens selbst ein *euskaldun berri* und hat auch auf die sprachliche Entwicklung des Baskischen einen tiefgreifenden, leider höchst problematischen Einfluss ausgeübt; dies kann hier nicht vertieft werden). Jedenfalls ist die Bereitschaft zu einer abgestuften Identifizierung mit dem Baskischen einerseits, dem Spanischen andererseits hier deutlich weniger ausgeprägt als in Katalonien - angesichts des unüberbrückbaren sprachlichen Abstandes und angesichts der extrem negativen Erfahrungen mit dem kastilischen Zentralismus vielleicht nicht verwunderlich.

Wir machen einen Sprung über den Atlantik in die Neue Welt und kommen auf Peru⁸ zu sprechen. Die sprachlichen Probleme und Konflikte, die in einem solchen sogenannten Entwicklungsland bestehen, sind zwar in Grundzügen mit den soeben besprochenen vergleichbar, andererseits aber auch viel

elementarer und bedrängender. Im heutigen Westeuropa kommt Einsprachigkeit ohne Kenntnis der Nationalsprache faktisch nicht mehr vor; praktisch alle Basken und Katalanen sprechen auch Spanisch beziehungsweise Französisch; die Frage der Identitätsbildung ist ein politisches und psychologisches Problem, nicht jedoch ein solches, das die faktischen Kommunikationsmöglichkeiten und damit die Teilhabe an der nationalen Gemeinschaft betrifft. Dies ist in Peru anders (wobei dieses Land hier als prominentes Beispiel für eine Reihe von Ländern mit ähnlich gelagerten Sprachproblemen in Mittel- und Südamerika steht). Hier sind Teile der in den Grenzen der Nation lebenden Bevölkerung bis heute tatsächlich nicht imstande, die sie betreffenden Angelegenheiten der nationalen Politik überhaupt zu verstehen, weil die Sprachgrenzen reale Kommunikationsbarrieren darstellen. In aktuellen Sprachstatistiken werden über zwei Millionen Indios ohne Spanisch-Kenntnisse genannt. Es ist gut möglich, dass die tatsächliche Zahl noch über diesen offiziellen Angaben liegt; immerhin sind es auch so nahezu zehn Prozent der Bevölkerung. Die Gesamtzahl der Indios mit anderer Muttersprache als Spanisch liegt bei nahezu 5 von insgesamt knapp 23 Millionen Einwohnern; wie gut die Spanischkenntnisse der hierbei als zweisprachig klassifizierten Menschen tatsächlich sind, bleibt offen. Das zentrale Problem ist hier zunächst einmal nicht so sehr die Bewahrung oder die Preisgabe der indianischen Identität, sondern eher das, was die peruanische Soziolinguistin Pozzi-Escot als *la tragedia de la incomunicación* bezeichnet hat; in den zentralen Andenregionen wurden die Kinder übergangslos dem spanischsprachigen Primarschulunterricht ausgesetzt, obgleich höchstens ein Fünftel von ihnen mehr oder weniger rudimentäre Spanisch-Kenntnisse mitbringt.

Die dominante indigene Sprache Perus ist das Quechua. Das Quechua des Inka-Reiches ist selbst eine imperiale Sprache, die sich durch die militärischen Eroberungen der Inka-Dynastie auf dem immensen Territorium zwischen Nord-Chile und -Argentinien bis Ecuador ausgebreitet hat und dabei zahlreiche indigene Idiome überlagert hat. Nach der *Conquista* hat das Spanische die Rolle des Quechua als imperiale Sprache eingenommen und dieses in den Hintergrund gedrängt, ohne es allerdings jemals ganz verdrängen zu können, im Gegenteil. In der heutigen Zeit ist das Quechua die mit weitem Abstand wichtigste indianische Sprache des amerikanischen Doppelkontinents. Es wird von über 8 Millionen Menschen gesprochen, was nahezu einem Drittel der indianischen Bevölkerung Amerikas mit ihren über 600 Sprachen gleichkommt. Das Quechua ist auch die erste indigene Sprache der Neuen Welt, die jemals einen offiziellen Status bekleidet hat. Im Jahre 1975 wurde unter der Herrschaft der Militärdiktatur des Generals Velasco Alvarado ein Gesetz zur Offizialisierung des Quechua verabschiedet. Dieses berühmte *Decreto ley que reconoce el quechua como lengua oficial de la República* hatte seinerzeit internationales Aufsehen erregt, war dies doch das erste Mal überhaupt seit Beginn der Kolonisierung Amerikas, dass eine indianische Sprache Anerkennung als kooffizielle Staatssprache

erfahren hat. In Nord- und Zentralamerika ist dies nie der Fall gewesen und wäre auch heute noch völlig undenkbar, und auch in Südamerika ist es eine Ausnahme geblieben. Zwar hatte das Gesetz eher symbolischen Charakter, zwar war seine Zielrichtung weniger die Etablierung des Quechua als Zweitsprache als vielmehr die Hinführung der indigenen Bevölkerung an das Spanische, zwar wurde das Gesetz nur wenige Jahre später, nämlich 1981, schon wieder aufgehoben; dennoch hatte es weitreichende psychologische und politische Wirkungen. Die Offizialisierung des verachteten und unterdrückten Quecha führte zu einer Aufwertung dieser Sprache und zu einer Neubelebung des Interesses an indianischen Sprachen überhaupt. Die erste Massnahme, die getroffen wurde, bezog sich auf die Vereinheitlichung und Normierung der Sprache: bereits 1976 wurden auf einen Schlag sechs Grammatiken und sechs Wörterbücher der Hauptvarietäten des Quechua herausgegeben, als erster Anhaltspunkt für die prioritäre Frage, welche der vielen Varianten des Quechua für die neue kooffizielle Nationalsprache als Grundlage dienen sollte; denn das Quechua ist, wie so viele minoritäre Sprachen in der ganzen Welt, in eine selbst für den Spezialisten kaum überschaubare Vielfalt von Dialekten aufgespalten. Trotz der Aufhebung des Offizialisierungsgesetzes ist ein gewisses Umdenken, eine Umstrukturierung im Erziehungs- und Publikationswesen zu beobachten. Heute ist man bescheidener, zugleich aber auch pragmatischer und effizienter; das Quechua hat zwar nicht mehr den Status der kooffiziellen Sprache der peruanischen Nation in ihrer Gesamtheit, es ist jedoch immerhin seit der Verabschiedung der *Ley Regional de oficialización del quechua en la Región Inka* im Jahre 1991 die obligatorische erste Unterrichtssprache in den entsprechenden Zonen des zentralen Andenhochlandes. Darüber hinaus erkennt der nationale Fünfjahresplan für das Erziehungswesen von 1991 die Interkulturalität und Vielsprachigkeit des Landes ausdrücklich als konstitutiv an und gesteht jedem Bürger das Recht zu, sich mittels seiner überkommenen Sprache (*lengua ancestral*) in seiner spezifischen kulturellen Identität zu behaupten und zu entfalten. Dementsprechend werden Massnahmen zur Ausbreitung des Quechua in der Forschung, im Unterricht und in der Kultur gezielt gefördert.

Der heutige peruanische Nationalstaat bezieht einen nicht unwesentlichen Teil seiner Identitätsbildung aus der Annahme dieses doppelten Erbes: des kolonial-europäischen und des voreuropäisch-indianischen. Sprachlicher Ausdruck des ersten Bestandteils ist einschränkungslos und ohne Frage das Spanische; als verkürztes Identitätssymbol für den anderen Teil des Erbes steht ein Quechua, das immer mehr zur Schrift- und Literatursprache ausgebaut wird und dabei auch die unvermeidlichen Konzentrations- und Normierungsprozesse mit allen darin enthaltenen Konfliktpotentialen durchlaufen muss. Diese doppelte Identität ist das erklärte Ziel der staatlichen Massnahmen zur Förderung des Quechua. Sie ist auch für die indigene Bevölkerung des Landes auf absehbare Zeit die einzige vernünftige Option, denn eine echte 'Normalisierung' wie in Katalonien wird und kann es hier vorerst nicht geben. Immerhin haben

sich die jahrhundertlang unterdrückten und zum Schweigen verurteilten indianischen Bevölkerungsschichten im Gefolge dieser Anerkennungs- und Förderungsbemühungen in einem bisher nicht gekannten Ausmass Gehör verschaffen können. Vielleicht wird aus dem Nebeneinander der Identitäten eines Tages wirklich ein harmonischer Miteinander. Voraussetzung wäre natürlich eine durchgreifende Besserung der ökonomischen und politischen Situation des Landes.

Grundlegend anders ist die sprachliche Situation in Paraguay⁹. Unter der grossen Zahl von Ländern, die aus dem Kontakt der europäischen mit indigenen Kulturen entstanden sind, gibt es keines, das mit Paraguay vergleichbar wäre. Nur hier ist die Mestizierung zur alles durchdringenden Realität geworden, nicht nur genetisch, sondern vor allem auch sprachlich. Nur in Paraguay haben die Eroberer die Sprache der Eroberten dauerhaft übernommen; nur hier hat sich eine wirkliche Mischkultur herausgebildet. Über die historischen Hintergründe kann hier nicht berichtet werden. Ein wesentlicher Faktor war die Etablierung von jesuitischen Missionsstationen, in denen die indianischen Sprachen gepflegt wurden; ein anderes Element war die lange anhaltende Isolation des Landes infolge von Diktaturen und Kriegen mit den Nachbarstaaten. Jedenfalls bietet das heutige Paraguay ein Musterbeispiel einer diglossischen Gesellschaft. Diglossie, das heisst die Koexistenz zweier verschiedener Sprachen mit genauer Funktionsteilung: während die eine Sprache als *low variety* dem informellen, mündlichen, spontanen Bereich vorbehalten ist und in diesem absolut dominiert, ist die andere Sprache als *high variety* auf den formellen, schriftlichen, geplanten Bereich beschränkt und dominiert diesen ebenso ausschliesslich. Es geht also nicht, wie im Falle von Peru, um getrennte Gemeinschaften, die innerhalb eines Nationalstaates zusammenleben, sondern um ein und dieselbe Gemeinschaft, die über zwei grundverschiedene Sprachen verfügt und diese je nach Situation in unterschiedlichem Ausmass kommunikativ einsetzt.

Die indigene Sprache, die in Paraguay gesprochen wird, ist das Guaraní. Die Folge der geschilderten Sprachsituation ist, dass sich die beiden Sprachen wechselseitig durchdringen. Lexikalisch wie grammatisch sind nicht nur Entlehnungen, sondern auch Interferenzen in beiden Richtungen an der Tagesordnung. Das paraguayische Umgangsspanisch ist von Guaraní-Elementen durchsetzt, so wie andererseits das paraguayische Guaraní sich weit von jenem ursprünglichen indianischen Idiom entfernt hat, das in kolonialzeitlichen Dokumenten überliefert ist und das in den Dialekten einiger nicht-akkulturierter Stämme bis heute fortlebt. Manchmal wird dieses paraguayische National-Guaraní förmlich als 'Mischsprache' (*jopará*) oder als 'dritte Sprache von Paraguay' bezeichnet. Auch das Phänomen des *code-switching*, das heisst des unvermittelten Übergangs von einer Sprache in die andere innerhalb ein und derselben Äusserung, ist hier weit verbreitet.

Das Guaraní geniesst infolge dieser ganz spezifischen Konstellation ein wesentlich höheres Sozialprestige als andere indianische Sprachen Latein-

amerikas. Es ist nicht die verachtete Sprache einer armen Minderheit, vielmehr ein weithin geliebtes und geachtetes Symbol der nationalen Identität. Obwohl das Guaraní bis heute immer noch eine primär mündliche Sprache ist, gilt es in besonderem Masse als die Sprache der Dichtung und des persönlichen, ungeschmälerten Ausdrucks von Gefühlen. Infolge der Schöpfungsmythen der Guaraní-Indianer, in denen das gesprochene Wort eine ähnliche Rolle spielt wie der Logos im Abendland, gewinnt die Sprache im Bewusstsein ihrer Sprecher sogar eine gewisse sakrale Aura. Wir finden hier nicht nur den überall verbreiteten Topos, die indigene Sprache sei unmittelbarer, melodischer und ausdrucksstärker als das Spanische in seiner imperialen Kälte und Unpersönlichkeit; hier wird auch eine religiöse Ursprünglichkeit postuliert, von der in anderen Kulturen Lateinamerikas nicht die Rede ist.

Auch das Guaraní erfährt von staatlicher Seite Unterstützung und Förderung. Dies gilt auch schon für die langen Jahre der Diktatur von Alfredo Stroessner, in denen das Guaraní als *lengua nacional* im Unterschied zum Kastilischen als der *lengua oficial del Estado* zwar nur einen zweiten Rang einnahm, aber doch immerhin verfassungsmässig anerkannt war. Erst recht gilt dies in den heutigen Zeiten einer vorsichtigen Öffnung zur Demokratie. Im Zuge der Verfassungsreform von 1992 ist das Guaraní zur kooffiziellen Sprache erhoben worden und hat mittlerweile einen festen Platz auch im Erziehungswesen. Die paraguayische Identität ist ohne die Verwurzelung in zwei Sprachen nicht denkbar. Auch in Zukunft wird die Zweisprachigkeit ein unverzichtbarer Bestandteil des nationalen Lebens bleiben.

Kommen wir zum Südwesten der Vereinigten Staaten. Im Unterschied zu den bisher betrachteten Fällen ist das Spanische dort nicht das imperiale Idiom, vielmehr muss es sich gegenüber einer dominierenden Weltsprache behaupten: dem Englischen. Das Spanische ist in den heutigen USA die bei weitem wichtigste Sprache nach dem Englischen; es ist die einzige, welche den Monolingualismus der Nation ernsthaft in Frage stellen könnte. Die Zahl der Sprecher liegt heute bei knapp 20 Millionen, also 7,5% Prozent der Gesamtbevölkerung. Damit nimmt die hispanische Bevölkerung der USA in der Rangliste der spanischsprachigen Länder einen vorderen Rang ein; nach den bevölkerungsreichen Ländern Mexico, Spanien, Kolumbien und Argentinien liegt es nahezu gleichauf mit Ländern wie Peru und Venezuela. Die grosse Mehrzahl der spanischsprachigen US-Amerikaner lebt in den Südweststaaten, also in Texas, New Mexico, Arizona, Colorado und Californien. Die Halbinsel Florida mit ihrer starken cubanischen Kolonie, die Puerto-Ricaner in New York und die über das gesamte Staatsgebiet verbreiteten *hispanics* anderer Herkunft wollen wir im folgenden ausser acht lassen.

Die genannten Gebiete des Südwestens waren bekanntlich mexikanisches Staatsgebiet, bis sie infolge militärischer Niederlagen und infolge von Landkäufen in der Mitte des 19. Jahrhunderts an die Vereinigten Staaten abgegeben werden mussten. In diesem selben Gebiet sind auch indianische Kulturen

beheimatet, die bis heute überlebt und sogar eine gewisse Bedeutung bewahrt haben. Ich nenne hier nur die Navajos, die mit 170 000 Menschen die wichtigste indianische Gruppe in Nordamerika sind. (Der Vergleich dieser Zahl mit den vorhin genannten zeigt auch, dass, im Gegensatz zum hispanischen Teil Amerikas, das indianische Element im angelsächsischen Amerika weitestgehend ausgeschaltet worden ist.) Hier hat ein Kolonialismus den anderen überlagert. Woraus soll sich in einem solchen Kontext die Identitätsbildung speisen? Welches sind die Muster, auf die man zurückgreifen, die Erfahrungen, an die man anknüpfen kann? Welche Werte symbolisiert in diesem Zusammenhang das Spanische? Steht es für die fernen spanischen Wurzeln oder für das koloniale und postkoloniale Mexico? Steht es für eine gemeinsame Geschichte, für die Kultur der lateinamerikanischen Länder, oder einfach nur für Armut, Chancenlosigkeit und das Elend der *wetbacks*, die tagtäglich zu Tausenden versuchen, über den Río Grande in das Gelobte Land der *gringos* zu gelangen? Eine einfache Antwort hierauf kann nicht gegeben werden. Die Identitätsproblematik schlägt sich auch nieder in der Literatur¹⁰. Die Gedichte, Erzählungen und Romane der *chicanos* kreisen immer wieder um dieses zentrale Problem: wer bin ich, welches ist meine Identität in einer Gesellschaft, in der die Dominanz der Staats- und Weltsprache Englisch so erdrückend ist, dass selbst für die Weltsprache Spanisch kein Platz zu sein scheint? Manche Autoren versuchen, das in ihrer Sprachsituation liegende Potential an sprachlicher Kreativität auszunutzen. Die *chicanos* der mittleren Generation sind im allgemeinen in beiden Sprachen zu Hause, wenn auch mit Abstufungen bezüglich der Bereiche, die in ihnen abgedeckt werden. Es ist eine diglossische Situation wie die oben bezüglich Paraguay geschilderte, nur mit dem Unterschied, dass das Spanische hier die *low variety* darstellt. In einem solchen Kontext ist *code-switching* eine völlig natürliche und geläufige Erscheinung. Dementsprechend finden wir einige Autoren, welche das Oszillieren zwischen den beiden Idiomen nicht nur thematisieren, sondern in ihren Werken unmittelbar abbilden. Die Resultate sind literarisch meist nicht sehr überzeugend; eine harmonische Integration der sprachlichen Codes gelingt nicht, vielmehr bleiben sie beziehungslos nebeneinander stehen und zeigen in ihrer Widersprüchlichkeit die Zerrissenheit der Chicano-Identität. In dem Aufeinanderprallen der beiden Weltsprachen hat sich hier (noch) keine integrative Sprachidentität herausbilden können.

Vor den allgemeinen Schlussfolgerungen seien noch knappe und summarische Bemerkungen über die Probleme der sprachlichen Identitätsbildung in der lusophonen Welt angefügt. Das Portugiesische zeigt drei Typen sprachlichen Kontaktes, von denen bisher noch keine Rede war, weil sie in der spanischsprachigen Welt entweder überhaupt nicht oder nur ganz marginal vorkommen. - Zum einen ist auf der Grundlage des Portugiesischen eine Reihe von Kreolsprachen entstanden, mit denen die Ausgangssprache in Kontakt oder auch in Konflikt steht. So stellt sich zum Beispiel auf den seit Mitte der 70er Jahre

unabhängigen Kapverdischen Inseln die Frage, ob die eigene sprachliche Identität eine portugiesisch-standardsprachliche oder eine kapverdianisch-creolische sein soll. Das Dilemma ist im Grunde parallel zu demjenigen, das wir bereits einleitend charakterisiert hatten: auf der einen Seite steht eine Welt-sprache mit all ihren Ressourcen, die jedoch von aussen kommt und als nicht-primäre Sprache eigens erlernt werden muss; auf der anderen Seite steht das angestammte Idiom, welches Muttersprache der gesamten Bevölkerung ist, das aber ausserhalb dieses kleinen Staates an der westafrikanischen Küste nirgend-wo verstanden wird. Ähnliche Probleme stellen sich in dem kleinen Inselstaat São Tomé e Príncipe im Golf von Guinea.

- Des weiteren findet sich in den beiden grossen Staaten Angola und Moçambique die gleiche Konstellation wie in den meisten Ländern Afrikas südlich der Sahara. Die Sprache des ehemaligen europäischen Kolonialherren, in diesem Fall also das Portugiesische, ist die offizielle Landessprache, in welcher das gesamte öffentliche Leben abläuft; diese Sprache ist indessen nicht nur niemandes Muttersprache, sie wird auch nur von einem relativ kleinen Teil der Bevölkerung überhaupt aktiv beherrscht, wobei die Schätzungen für Angola bei etwa einem Drittel, für Moçambique erheblich niedriger liegen. Dass es dramatische Konsequenzen hat, wenn die Staatssprache für die grosse Mehrheit der Bevölkerung nicht nur eine Fremdsprache, sondern einfach unbekannt ist, braucht kaum näher erläutert zu werden. Dies ist die Situation auch in den meisten Ländern des frankophonen und des anglophonen Afrika. Eine vergleichbare Konstellation gibt es in der spanischsprachigen Welt nur in dem kleinen Äquatorial-Guinea mit seinen 330 000 Einwohnern.

- Schliesslich ist das Portugiesische in Asien nicht nur mit schriftlosen Stammessprachen, sondern auch mit einigen der grossen Kultursprachen der Menschheit in Berührung gekommen. Die Begegnung mit dem Japanischen ist zwar heute nur noch von historischem Interesse, sie war aber besonders tiefgreifend und einflussreich. Das Portugiesische hat im Japanischen zahlreiche Lehnwörter hinterlassen, von denen einige bis heute fest verwurzelte Alltagsbegriffe sind. Auch die erste Grammatik des Japanischen ist das Werk eines Portugiesen. Auf dem asiatischen Kontinent, in Macao, steht das Portugiesische bis heute in intensiver Wechselwirkung mit der anderen grossen Kultursprache Ostasiens, dem Chinesischen. Die Auswirkungen dieses Kontakts zwischen zwei völlig unterschiedlichen Sprachen und die Identitätsprobleme dieser kleinen Gruppe von Menschen ostasiatisch-europäischer Prägung genauer zu erfassen, ist eine wichtige Forschungsaufgabe, die es anzupacken gilt, ehe die letzten Relikte portugiesischer Präsenz in diesem Teil der Welt für immer verschwinden.*

Kommen wir zum Schluss. Die europäisch geprägte Zivilisation des Westens ist heute auf der ganzen Welt dominant. Sie ist die erste, welche jede lokale Begrenzung überwunden, die erste, welche die Welt zu einem globalen Dorf gemacht hat. Die Pioniere dieser Entwicklung waren Portugiesen und Spanier. Die Ausbreitung der europäischen Zivilisation über die Erde erfolgte

zunächst im Medium der beiden iberoromanischen Sprachen; erst um einiges später kamen andere Sprachen, andere Nationen Europas hinzu. Die Konflikte, die aus dem Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kulturen im Weltmassstab entstanden sind, wurden erstmals im iberoromanischen Bereich ausgetragen. Dass die hierbei entwickelten Muster oft alles andere als segensreich waren, steht ausser Frage. Doch geht es heute nicht darum, hierüber ein Urteil zu fällen. Tatsache ist, dass wir in einer Welt leben, die durch diese geschichtlichen Erfahrungen und den aus ihnen erwachsenen Strukturen in entscheidendem Masse geprägt ist.

In einer Welt dominanter Nationalkulturen, die gleichzeitig auch eine Welt wachsender internationaler Verflechtungen ist, erhalten die wenigen verbliebenen Sprachen von internationalem Rang ein immer stärkeres Gewicht. Wir leben in einer Epoche des massiven Sprachentodes, überall auf der Welt. Überall verschwinden kleine Sprachen und Völker; wenn sie nicht physisch aussterben, verlieren sie ihre Identität und gehen in immer grösseren, immer konturloseren Einheiten auf. Es droht die Gefahr einer Weltzivilisation, in der alle Ecken und Kanten geglättet, alle Alternativen aufgehoben sind: eine weltweite Monokultur.

Auf der anderen Seite beobachten wir überall ein Wiederaufleben kleiner und kleinster Partikularismen; im Namen der Verteidigung der eigenen Besonderheit wird jede Art von Loyalität gegenüber grösseren Einheiten aufgekündigt. An unerwarteter Stelle brechen die verdrängten Dämonen aus dem Untergrund hervor. Das Bedürfnis nach der Affirmation einer eigenständigen Identität ist offenbar unauslöschlich; es ist ein tief verwurzelt anthropologisches Universale.

Aufgabe einer verantwortungsbewussten Sprachpolitik muss es sein, das Ihre dazu beizutragen, dass diesem Bedürfnis in vertretbarer Weise Rechnung getragen wird. Dies kann nicht die unterschiedslose Anerkennung utopischer Maximalforderungen bedeuten; es wird nicht möglich sein, allen 6000 Sprachen der Menschheit dieselben Rechte einzuräumen, dieselben materiellen Entfaltungsmöglichkeiten zu schaffen wie dem Englischen oder Spanischen. Volle 'Normalisierung' wird es nur für einige, nicht für alle Sprachen geben können. Doch liegt ja gerade auch in der gestaffelten Identität einer funktional differenzierten Mehrsprachigkeit ein Reichtum, auf den zu verzichten törichte Beschränkung wäre. Beispiele wie Katalonien oder Paraguay (sowie natürlich, uns sehr viel näherliegend, die Schweiz) zeigen, dass es, bei aller Unterschiedlichkeit der Ausgangspositionen im Einzelnen, durchaus Möglichkeiten zu einer integrativen Lösung von Identitätskonflikten gibt und dass ein vorsichtiger Optimismus vielleicht trotz allem nicht ganz grundlos ist.

ANMERKUNGEN

* Die schriftliche Fassung meiner Zürcher Antrittsvorlesung ist Peter Nelde freundschaftlich zugeeignet. Der Text wurde für die Publikation leicht gekürzt und überarbeitet. Die Literaturhinweise sind auf einige wenige Hinweise beschränkt.

1. Zu Dantes Begriffspaar 'lingua naturalis' vs. 'lingua artificialis' vgl. sein Traktat *De vulgari eloquentia*, der um 1303 entstanden ist. S. a. Georg Bossong. *Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft in der Romania*. Tübingen: Gunter Narr 1990, 43-63.
2. Vgl. zu diesem Gedanken auch Georg Bossong „Sprache und regionale Identität“. In: ders. et al. (eds.), *Westeuropäische Regionen und ihre Identität*. Mannheim: Palatium 1994, 46 - 61. Vgl. auch die grundlegenden Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und Identität bei Iso Camartin. *Nichts als Worte? Ein Plädoyer für Kleinsprachen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992.
3. In der ausufernden Literatur zu dieser Thematik ist Georg Kremnitz. *Sprachkonflikt. Theorie und Praxis der katalanischen Soziolinguisten*. Tübingen: Gunter Narr 1979 immer noch wesentlich. Vgl. auch Georg Bossong. „Von der Dissoziation zur Integration, oder: weshalb 'normalisiert' man Minderheitensprachen?“. In: Dieter Kattenbusch (ed.), *Minderheiten in der Romania*. Heidelberg - Wilhelmsfeld: Gottfried Egert Verlag 1995, 33 - 44.
4. Eine zuverlässig informierende Gesamtdarstellung der Sprachsituation im heutigen Spanien bietet Miquel Siguán. *España plurilingüe*. Madrid: Alianza 1992. Zur Ausstrahlung des Normalisierungskonzepts auf Lateinamerika vgl. beispielsweise José Mendoza. *El reto de la normalización lingüística en Bolivia*. La Paz: Universidad Mayor de San Andrés 1990.
5. Der Zusammenhang der Sprachsituation in Katalonien und Identitätsproblematik wird beispielsweise diskutiert in Raimon Panikkar (ed.). *Lenguatge i identitat*. Barcelona: Abadía de Montserrat 1994.
6. Der Modellcharakter des katalanischen Experiments zeigt sich beispielsweise auch daran, dass der Direktor der soziolinguistischen Abteilung der Sprachpolitischen Direktion der katalanischen Regierung zu Vorträgen vor Regierungskommissionen in zentralasiatische und andere Republiken der ehemaligen Sowjetunion eingeladen wird (Miquel Strubell i Trueta, Barcelona, persönliche Mitteilung).
7. Aus der umfangreichen Literatur zur Situation des Baskischen seien hier nur erwähnt: José Sánchez Carrión. *Un futuro para nuestro pasado. Claves de la recuperación del Euskara y teoría social de las lenguas*. San Sebastián 1987; Joseba Intxausti. *Euskara, la langue des basques*. San Sebastián: Elkar 1992.
8. Grundlegende Informationen zur Sprachsituation in Peru bietet Alberto Escobar (ed.). *El reto del multilingüismo en el Perú*. Lima: Instituto de Estudios

Peruanos 1972. Zur neueren Entwicklung siehe u. a. Juan Carlos Godenzzi (ed.). *El Quechua en debate. Ideología, normalización y enseñanza*. Cusco: Centro 'Barolomé de las Casas' 1992.

9. Basisinformationen zur Sprachsituation in Paraguay bietet die Kompilation von Graziella Corvalán & Germán de Granda (eds.). *Sociedad y lengua: bilingüismo en el Paraguay*. Asunción: Centro Paraguayo de Estudios Sociológicos 1982; vgl. auch Bartomeu Meliá. *La lengua guaraní del Paraguay*. Madrid: MAPFRE 1992.

10. Zur sprachlichen Identitätsbildung in der Chicano-Literatur vgl. Claudia Bechter. *Die Sprachen der Chicano Literatur. Eine linguistische Untersuchung literarischer Texte von 1970 – 1990*. Diss. Universität Innsbruck 1992.